

Trauern und Erinnern

Sepulkral- und Memorialkultur im Wandel

Dominik Wunderlin

Jeder und jede weiss es: Der Tod übt auf uns Menschen jene ambivalente Ausstrahlung aus, die wir im Begriffspaar *Faszination und Tabu* fassen können – der Tod als Geheimnis, als unausweichliches Schicksal, das uns zugleich abschreckt und anzieht. Der Tod ist ein Vorgang, der nach einer gesellschaftlichen Antwort verlangt.¹

Im Nachfolgenden soll, auch um den Wandel zu verdeutlichen, in einer Auswahl die Rede sein von Totenbräuchen, die bereits abgegangen oder regional noch bekannt sind. Auch beim Totenkult verschwinden Handlungen meist nicht abrupt und überall gleichzeitig, sondern schleichend. Es verschwindet auch nicht alles ersatzlos, sondern, da der Mensch unbestritten Rituale braucht, treten an ihre Stelle neue Trauerrituale. In einem zweiten Teil versuche ich – aus eigenen Beobachtungen und ohne Anspruch auf Vollständigkeit – aufzuzeigen, wie gegenwärtig mit dem Tod umgegangen wird und welche Trauerbräuche heute dazu helfen, in den Alltag zurückzukehren.

Generell gilt: Rituale sollen Struktur und Ordnung in das Leben der Menschen bringen. Dies trifft für den Tagesablauf und ganz besonders für alle wichtigen Lebensabschnitte zu, die durch Rituale eröffnet, begleitet und abgeschlossen werden. Rituale können in einer chaotischen Situation – dazu zählt auch ein Todesfall – Struktur, Ordnung und Halt bieten. In den verschiedenen Denkschulen wurden und werden je nach theoretischem Hintergrund unterschiedliche Aspekte des Rituals betont, doch gemeinsam ist allen die Anerkennung ritueller Handlungen als sinnstiftende, heilende, ordnende, dem Leben zugewandte und den Lebensfluss fördernde Kraft.²

Rituale sind in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen seit langem Gegenstand der Beschäftigung. In der europäischen Ethnologie (Volkskunde) verdanken wir dem Franzosen Arnold van Gennep (1873-1957) das Konzept der **Übergangsriten** (*rites de passage*) und ihre Dreiphasenstruktur:³

In allen menschlichen Gesellschaften waren und sind vor allem die grossen Lebensabschnitte (Geburt, Hochzeit und Tod) von Gesten und Zeremonien begleitet, die allen Beteiligten den Übergang von einem Stadium zum andern erleichtern sollten und die momentan gestörte Ordnung wieder herstellen helfen.⁴ Da diese gestörte Ordnung auch als Krise bezeichnet werden kann, sind diese «*rites de passage*» ein eigentliches Krisenmanagement, um einen modernen Begriff zu gebrauchen. Bei den Übergangsriten lassen sich drei Phasen unterscheiden:

Phase 1: Loslösung aus dem alten Zustand (Trennungsphase, *rites de separation*)

Phase 2: Zwischenstadium (Schwellen- oder Übergangsphase, *rites de marge*)

Phase 3: Eintritt in die neue Situation (Wiedereingliederungsphase, *rites d'agrégation*)

¹ Hugger, Paul, «Vom Sterben und Tod», in: Hugger, Paul (Hrsg.), *Handbuch der schweizerischen Volkskultur*. Zürich 1992, Bd. 1, p. 185.

² Specht-Thomann, Monika; Tropper Doris, *Zeit des Abschieds. Sterbe- und Trauerbegleitung*. Ostfildern 2010, p.247.

³ Van Gennep, Arnold, *Übergangsriten*. Frankfurt a.M. 1986.

⁴ Metken, Sigrid, «Zeremonien des Todes», in: Metken, Sigrid (Hrsg.), *Die letzte Reise*. München 1984, p. 72.

Als Modell für seine Dreiphasenstruktur zieht van Gennep «räumliche Übergänge» heran. Als Folge des von ihm entworfenen Bildes von der Gesellschaft, die einem mehrräumigen Haus gleicht, beinhalten auch Übergangsriten das Überschreiten von räumlichen Grenzen, von Schwellen, die wie beim Hauseingang den Übergang zwischen privater und öffentlicher Sphäre darstellen. Die Schwelle gilt auch als eine Art Niemandsland zwischen Vorher und Nachher, wo soziale Regeln gelten, die mit jenen im gewöhnlichen gesellschaftlichen Leben nicht vergleichbar sind.

Bezogen auf Sterben und Tod ist die **erste Phase** die Abtrennung des Sterbenden vom vertrauten irdischen Leben und die gleichzeitige Lösung der Zurückbleibenden von dem Hinscheidenden während der Agonie. Das Zwischenstadium ist wie bei allen Übergangsriten gekennzeichnet von familiären Zusammenkünften, von besonderer Kleidung und von religiösen Handlungen. In unserem Fall können wir die Rituale und Handlungen im Vorfeld der Bestattung, den Leichenzug und die kirchliche Feier dazu zählen. Der anschliessende Leichenschmaus gehört hingegen bereits zur dritten Phase, welche den Hinterbliebenen helfen soll, die entstandene Lücke zu schliessen, während die Seelenmessen dazu dienen, den Toten in seine neue Welt einzubinden.

Die weltweit zu beobachtende Verbreitung einer Ritualisierung aller wichtigen Lebensabschnitte kann nur als ein allgemein menschliches Bedürfnis erklärt werden. Aktuell zeigt sich in unserer westlichen Gesellschaft, dass aus verschiedenen Motivationen viele traditionelle Verhaltensweisen in Frage gestellt und als überlebt abgelegt werden. Vieles wird nicht mehr verstanden, als verlogen bezeichnet oder passt einfach nicht mehr in die säkular gewordene Welt. Abgelehnt wird oft auch der tatsächlich vielerorts sehr starke Formalismus, der sich namentlich in den teilweise rigiden, den Bedürfnissen des Volkes nicht entsprechenden Bestattungs- und Friedhofverordnungen findet. So wird innerhalb der gegebenen Strukturen und Regulative der vorhandene Handlungsspielraum bis ans Limit genutzt. Darin finden auch – oft zunächst ohne breite Akzeptanz – viele Innovationen Platz, so auch Rituale, die in anderen Kulturen als Tradition gelten und offenbar sinnstiftender scheinen als die Rituale unseres eigenen Kulturraumes.

Es gehört zwar zu den gängigen und kaum kritisch untersuchten Annahmen, dass der Tod heute tabuisiert, aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt worden sei. Die These von der Verdrängung des Todes in der Moderne durchzieht die meisten Arbeiten, welche sich mit dem Verhältnis der höchstentwickelten Industriegesellschaften zum Tod befassen. Nach dem Mentalitätenforscher Philipp Ariès (1914-1986) aus der französischen Annales-Schule ist es insbesondere ein Wesensmerkmal der modernen Industriegesellschaften, dass nicht mehr wie bis anhin die Sexualität die wesentliche Verbotzone darstellt, sondern der Tod.⁵

Den Rückzug der Lebenden von den Todgeweihten und die Verweigerung, sich mit Sterben und Tod aktiv auseinanderzusetzen, erklären sich manche Autoren mit dem hohen Individualisierungsgrad unserer Gesellschaft und mit der Arbeitsteilung auch in weitesten Bereichen von Sterben und Tod. Es ist denn auch nicht zu verneinen, dass heute in hohem Masse viele Handlungen, welche nach dem Eintreten des Todes anstehen, aus den Händen der Familie, der Angehörigen und Freunde in die Hände bezahlter Spezialisten übergegangen sind. Mehr noch: Bereits der Sterbende wird nicht bloss nur noch von seinen Nächsten begleitet, sondern ebenso von Professionellen (Sterbebegleiter, medizinisches Personal). Die Tatsache, dass in unserer Gesellschaft die Beziehungen zwischen den Menschen in sehr vielen Gebieten nur noch kommerziell vermittelt werden, ist also auch bei Sterben und Tod zu beobachten. Wäh-

⁵ Ariès, Philippe, *Studien zur Geschichte des Todes im Abendland*. München 1976, p. 205. – Allgemeiner zur ganzen Thematik des Todes vgl. die monumentale Arbeit: Ariès, Philippe, *Geschichte des Todes*. München 1975/2009.

rend materialistische Denker als Grund für die moderne Todesverdrängung die kapitalistische Gesellschaftsordnung orten, deuten sie Autoren mit einer religiösen Blickrichtung völlig anders: Sie erkennen eine direkte Beziehung zur modernen Kultur ohne Gott und bezeichnen die Verdrängung des Todes als eine Flucht vor Gott.

«Das Sterben – als Weggehen aus der Gemeinschaft, als Abschied von den Lebenden – gehörte früher in selbstverständlicher Weise in den Kreis der Familie, der Nachbarn und Freunde. Ein Sterben am fremden Ort galt als unheiles Sterben.»⁶ Als noch mehrere Generationen unter einem Dach zusammenlebten, war es vielerorts üblich, dass dem greisen Menschen das Bett in die Stube gestellt wurde, von wo aus er weiterhin am familiären Geschehen teilhaftig werden konnte. Ging es ans Sterben, umringten ihn die Familienangehörigen, um von ihm Abschied zu nehmen und um mit Spannung der letzten Worte des Sterbenden zu lauschen – Worte, die man dann im Gedächtnis behielt und bei bestimmten Gelegenheiten wieder zitierte.



War das Ende nahe, wurde auch ein Vertreter der Kirche ans Sterbelager gerufen. Während sich aber in den reformierten Gebieten die Präsenz der Kirche auf einen Trostbesuch des Pfarrers beschränkte, war es bei den Katholiken der eindrückliche Versehgang, eine eigentliche Prozession.⁷ Schon seit dem 7. Jahrhundert nahmen Klerus und Volk die Gelegenheit wahr, das Tragen des Sakraments zu den Kranken rituell auszugestalten. Von der «Letzten Ölung» hören wir erstmals 1159, beim Tod eines Bischofs im bayerischen Freising. Tatsächlich scheint sich die «Letzte Ölung» im Laufe des 12. Jahrhunderts aus der älteren Krankensalbung zum Sakrament entwickelt zu haben. Das Konzil von Florenz sanktionierte dann 1439 diesen Wandel, der später vom tridentinischen Konzil bestätigt wurde.

Ein Indiz für den Wunsch, dereinst einen guten Tod zu erlangen und «versehen mit den Tröstungen unserer heiligen Kirche» (vgl. Formel auf entsprechenden Drucksachen) von dieser

⁶ Hugger (wie Anm. 1), p. 196.

⁷ Vgl. dazu: Zihlmann, Josef, *Wie sie heimgingen*. Hitzkirch 1982, p. 23-35.

Welt zu gehen, zeigt die mancherorts zu beobachtende Tradition, Versehgeräte als Hochzeitsgeschenk zu überreichen: Der Gedanke an den Tod war also selbst in der Blütezeit des Lebens im Brauchdenken junger Leute eingebettet! Dies ist heute Vergangenheit; das Viaticum, die Wegzehrung, wird nur noch diskret verabreicht.

Unmittelbar vor dem Tod wurde noch eine «Römerkerze», eine vom Papst geweihte Kerze angezündet und um das Bett, den Mund und die Nase des Sterbenden geführt; man verwehrte so den bösen Kräften den Zutritt. Aus dem gleichen Grund umkreiste man z. B. in Sempach auch das Haus mit einem «Römertlocklein.»⁸ Derweil beteten und sangen die am Bett des Sterbenden sitzenden und stehenden Familienmitglieder und Nachbarn.

Mit dem Eintreten des Todes beginnt die **zweite Phase der Übergangsriten**, das prekäre Zwischenstadium. Während seiner Dauer ist der Gestorbene ganz unbehaust. Damit die Seele entweichen kann, wird vielerorts noch heute ein Fenster oder das «Seelloch» geöffnet, der Spiegel verhüllt oder umgedreht und die Uhr angehalten. Wenn der Hausvater gestorben war, musste man an die Weinfässer klopfen, sonst werde der Wein sauer, hiess es früher im Kanton Zürich. Dasselbe habe ich im Klettgau noch 1979 von einem Weinbauern gehört.

Im Sterbezimmer drückt der Älteste dem Verstorbenen die Augen zu, wenn sie halboffen geblieben sind. Nach der Leichenwaschung wird auch dafür gesorgt, dass der Mund geschlossen bleibt. Man zieht ihm ein Totenhemd an, früher oft das weisse Hochzeitshemd, heute auch aus Papier bestehend und hinten offen. Je nach Wunsch des Verstorbenen oder der Angehörigen wird er zusätzlich festlich gekleidet, sogar das Brautkleid samt Schleier und Kranz wird dazu verwendet. Die Arme werden über der Brust gekreuzt oder – primär im katholischen Milieu – gefaltet und mit Blumen, Gebetbuch oder Rosenkranz versehen.

Gleich nach dem Eintritt des Todes wird im katholisch-ländlichen Raum die Kirche informiert, damit die getragene, tief klingende Totenglocke läutet. Je nach der Dauer und der Intervalle des Scheideläutens weiss jetzt jeder im Dorf, ob ein Mann, eine Frau oder ein Kind die letzte Reise angetreten hat. Dieser zum Beispiel auch im katholischen Birseck noch bekannte Brauch löste im Jahre 2003 eine kleine Kontroverse aus, weil aus der Sicht feministischer Kreise die Läuteordnung gegen das Prinzip der Gleichstellung verstosse.

Für die Tätigkeiten nach dem Eintritt eines Todes wird schon lange auch ein Bestatter beigezogen, der noch heute auf dem Lande oft den Beruf des Schreiners ausübt und somit auch Sargmacher ist; nicht wenige der heutigen Bestattungsunternehmen haben sich aus dem Holzhandwerk entwickelt. Vor allem im urbanen Raum sind sie heute auch oft für die Aufgabe der Todesanzeige in der Zeitung und für den Druck und Versand des Leidzirkulars besorgt. Früher gab es dafür vielerorts eine besondere Frauensperson, die als «Umesägeri» oder «Lyychebittere» von Haus zu Haus ging.⁹

Da früher der Verstorbene im Sterbezimmer aufgebahrt blieb und bei ihm auch nachts nach bestimmten Regeln Leichenwache gehalten wurde, geschah das Umbetten in den Sarg meist erst kurz vor dem Begräbnis. Dann begann das, was es hierzulande, wo bald überall eine klimatisierte Leichen- und Aufbahrungshalle vorhanden ist, nur noch selten gibt: Die Trauergemeinde wartete vor dem Trauerhaus und wurde Zeuge, wie der Sarg mit den Füßen voran aus dem Haus getragen wurde, worauf dann in einem langen Leichenzug mit traditionell vorgegebener Abfolge der Weg zum Friedhof beschritten wurde. Je nach Ort und Gegebenheiten wurde der Sarg getragen oder auf dem Leichenwagen transportiert, wurde bereits am offenen Grabe die Abdankung mit Leichenrede gehalten oder auch erst nachher in der Kirche. Als weitere Variante ist bekannt, dass man zuerst mit dem Sarg in die Kirche ging und

⁸ Hoffmann-Krayer, Eduard; Geiger, Paul, *Feste und Bräuche des Schweizervolkes*. Zürich 1940, p. 29.

⁹ In Einsiedeln konnte Frau Margrit Portmann, die letzte Leichenbitterin, am Ende ihrer Tätigkeit auf 1600 Todesfälle zurückblicken. – Vgl. auch: Farner, Martha Katharina, «Die Grabbeterin in Schwyz», in: *Schweizer Volkskunde*, 67. Jg., 1977, p. 34-36.

erst nachher zur eigentlichen Bestattung. Die Unterschiede sind auch heute noch zu beobachten: Entweder ist der Sarg oder die Urne in der Kirche oder bereits auf dem Gottesacker. Früher war es in manchen Gegenden üblich, dass zumindest dem engeren Kreis der Trauergemeinde und den Sargträgern schon vor dem Leichenzug ein kleines Mahl serviert wurde. Im Wallis, im Neuenburgischen und im Thurgau wurde der «Totenwein» ausgeschenkt. Im Val d'Anniviers stand der Weinkrug sogar auf dem Sarg, und man prostete auch dem Toten zu.¹⁰

Sehr verbreitet war schon früher das Leichenmahl, bei dem es oft hoch her ging, weshalb vorsorgliche Bauern schon zu Lebzeiten entsprechende Vorräte anlegten, damit es dereinst an nichts mangle. Das «Lyychemööli» oder «Todtenfressen», wie es am Zürichsee um 1600 auch abschätzig genannt wurde,¹¹ steht am Anfang der **dritten Phase**, der Phase der Wiedereingliederung. Besonders deutlich wird hier die kollektive Bedeutung ritueller Handlungen, bei der Menschen mit ihrem neuen Status in ihre Gemeinschaft wieder aufgenommen werden.

Die Trauerzeit war und ist damit aber natürlich nicht zu Ende. Oft erst am Sonntag nach der Beerdigung wird im Beisein der Verwandten der Gemeinde der Hinschied des Gemeindemitglieds verkündet. Früher mehr als gegenwärtig werden in katholischen Gegenden der siebente und vor allem der dreissigste Tag nach dem Tod ähnlich wie die Beerdigung gefeiert. Dann war auch Zeit für die schriftliche Danksagung an alle, die ihre Anteilnahme bekundet hatten.

Nach einem Jahr und in den nachfolgenden Jahren fand und findet das Jahrzeitgedächtnis statt. Selbstverständlich war früher auch die «Leidtracht»: Man trug je nach Verwandtschaftsgrad unterschiedlich lang schwarz oder ab einem gewissen Moment nur noch einen Trauerknopf oder ein schwarzes Stoffband am Oberarm. Heute ist schwarz bekanntlich bei Beerdigungen nicht mehr die einzige Farbe, ja es wird manchmal sogar ausdrücklich gebeten, farbig gekleidet zu erscheinen. Aus dem Süden ist uns bekannt, dass Witwen noch heute oft ihren ganzen Lebtage lang ausschliesslich schwarz tragen und oft tagtäglich den Friedhof aufsuchen. Wie es sich diesbezüglich in der Schweiz verhält, illustriert die Umfrage einer Kundenzeitung im Jahre 2008.¹²

Unser heutiges Bild von einem Friedhof oder Gottesacker besteht aus einem oft ausserhalb des Ortes gelegenen Areal mit dauerhaften Grabzeichen aus Stein, Eisen oder auch Holz.¹³ Das war früher nicht zwingend der Fall: Auf dem einst in der Regel um die Kirche angelegten Gottesacker, dem Kirchhof, blieb bei gewöhnlich Sterblichen das bei der Beerdigung angebrachte Kreuz – für Verheiratete schwarz, für Ledige weiss, für Kinder weiss oder blau – oft das einzige Grabmal. Vielerorts nur noch Zeugnis einer einstigen Praxis ist der Brauch, in der Kirche und somit «ad sanctos», bei den Heiligen, zu beerdigen. Noch heute sieht man in mancher alten Kirche die Grabplatten, die oft auch als Bodenbedeckung des Kirchenschiffs dienen.

Auch die Bepflanzung hielt sich früher in engen Grenzen; mancherorts bemüht man sich bis in die Gegenwart auch, möglichst schwarze Erde auf das Grab zu streuen. Wie eine Gewährsperson aus Burg im Leimental berichtete, holte man sich diesen schwarzen Grund idealerweise von einer alten Meilerplatte, das heisst von einem Platz, wo früher Holzkohlen hergestellt wurden.

Seit es vielerorts üblich geworden ist, je nach Ortsbrauch, einen Grabstein zu setzen oder ein Holz- oder Eisenkreuz aufzustellen, wird dafür meist die Zeit gegen Ende Oktober gewählt.

¹⁰ Hoffmann-Krayer / Geiger (wie Anm. 8), p. 34.

¹¹ Hauser, Albert: *Was für ein Leben*. Zürich 1990, p. 327.

¹² *Coop-Zeitung*, 28.10.2008.

¹³ Inauen, Theres et al., «Ehre nach dem Tod? Eine Suche nach ‚Momenten der Ehre‘ auf dem Basler Friedhof am Hörnli», in: *Schweizer Volkskunde*, 100. Jg., 2010, p. 26-31.

Besonders wichtig ist dieser Zeitpunkt bei den Katholiken, feiern sie doch am 1. November Allerheiligen und am 2. November Allerseelen. Dann finden auch auf dem Gottesacker kirchliche Feiern statt. Und vor allem besuchen die Angehörigen der Verstorbenen die für den Winter vorbereiteten Gräber, und oft werden auch Grablichter angezündet. Die heute nicht nur an Automaten, sondern auch im Supermarkt erhältlichen Lichter werden – wie Beobachtungen ergeben haben – nicht nur von Katholiken, sondern auch von Reformierten aufs Grab gestellt.¹⁴ Offenbar entspricht es heute auch einem überkonfessionellen Bedürfnis, dass von den Kirchen in grösseren Ortschaften auch ökumenische Lichtfeiern um Allerseelen angeboten werden.

Mit dieser Bemerkung sind wir eindeutig in der **Gegenwart** angekommen. Und hier sei gleich schon festgestellt: Es ist nicht nur in manchen Übergangsphasen ein grosser Wandel, sondern auch eine starke Verarmung festzustellen. Dies muss in einer Gesellschaft, die nur noch zu einem kleinen Teil ländlich lebt und auch mehrheitlich kirchenfern ist, auch nicht überraschen. Da heute meist in einer Klinik gestorben wird, sind ganz besonders die Rituale der Trennungsphase marginal geworden und nur noch eine Angelegenheit der nächsten Angehörigen. Ist der Tod eingetreten, nehmen einem heute die Professionellen das Herrichten für den letzten Weg ab, die gelegentlich sogar mit der ISO-9001-Zertifizierung für ihre umfassenden Dienste werben! Dann erfolgt unverzüglich die Überführung in einen gekühlten Aufbahrungsraum beim Friedhof. Als Leichenhalle dient manchmal wie in Hasle / LU auch das ehemalige Beinhaus.

Zwar gestatten noch immer viele aktuelle Verordnungen über das Bestattungs- und Friedhofswesen eine Aufbahrung zu Hause für eine Dauer von maximal 72 Stunden, aber davon wird nur noch selten Gebrauch gemacht.

Wenn wir die amtlichen, in unseren Zeitungen publizierten Bestattungsanzeigen als zuverlässige Quelle nutzen, dann zeigt sich heute rasch, dass die Übergangsphase, die traditionell in Zeremonien der Verabschiedung gipfelt, nicht mehr die Regel, sondern langsam aber stetig zur Ausnahme wird.

Manchmal nur in der kleingedruckten, amtlichen Bestattungsanzeige, aber genauso in den Todesanzeigen erscheint sehr oft der Zusatz «in aller Stille begraben» oder «Bestattung im engsten Familienkreis». Dieser Entscheid, ob er nun vom Verstorbenen als letzter Wille oder von den Angehörigen getroffen wurde, verwehrt in jedem Fall Freunden, Vereinskameraden und Nachbarn die Verabschiedung, wie sie bei einer Feier mit Pfarrer oder auch ohne kirchlichen Segen möglich gewesen wäre.

Angesichts der zunehmenden Zahl von kirchenfernen Menschen, die auch bei einem Todesfall nichts mehr mit der Kirche oder einem Pfarrer zu tun haben möchten oder umgekehrt als Kirchgänger nicht erleben wollen, wie in einer vollen Abdankungskapelle selbst das gemeinsam gesprochene Vater unser nur noch dünn zu hören ist, kann man den Entscheid für «Ex- und Hopp zum Lebensende»¹⁵ ein Stück weit verstehen. Da hilft auch nicht, dass viele Priesterinnen und viele Pfarrer sich heute grösste Mühe geben, eine Abdankung den geänderten Bedingungen anzupassen und sich nicht nur mit der Lektüre von einschlägigen Büchern aus dem Regal «praktische Theologie» weiterzubilden, sondern sich sogar Rat in der Trauerakademie¹⁶ und bei Theaterleuten zu holen, wie dies 2008 in Zürich erstmals geschah.¹⁷

¹⁴ Trümpy, Hans, «Weihnachtsgrün und Kerzen auf Gräbern», in: *Schweizer Volkskunde* 59. Jg., 1969, p. 4 f. und p. 81 ff.; 60. Jg., 1970, 87 ff.; 62. Jg., 1972, p. 103 ff.; 63. Jg., 1973, p. 80 ff.; 64. Jg., 1974, p. 86 ff.; 65. Jg., 1975, 65 ff.; 67. Jg., 1977, 95 ff.

¹⁵ Elisabeth Wehrmann von der *Zeit* (Hamburg) in der *Sonntagszeitung* (Zürich), 2. Mai 1999.

¹⁶ Die europaweit erste Trauerakademie entstand in Bergisch Gladbach: «Innovative Trauerökologie lernen in nur drei Tagen» (wie Anm. 15).

Ich sehe darin einen Versuch der Kirche, den Trend für ausserkirchliche Abschiedszeremonien zu stoppen. Hier hat sich nämlich ein neuer Markt geöffnet, die **Ritualberatung**. Darin sind heute auffällig viele Frauen tätig, die oft ein abgeschlossenes Theologiestudium hinter sich haben oder sogar im Kirchendienst tätig sind oder waren.¹⁸ Im Gespräch entwickeln sie mit den Menschen, die sich von der Institution Kirche verabschiedet haben, ein feierliches Ritual, das jene Lücke auffüllt, welche durch den bewussten Verzicht auf christliche Rituale entstanden ist. Oft sind die neuen Formen zwar gar nicht so weit vom Traditionellen entfernt: Elemente wie Wasser, Erde, Stein, Kerzenlicht und Musik werden oft übernommen, wenn auch letztere definitiv nicht aus dem kirchenmusikalischen Repertoire stammt, was man allerdings heute auch bei kirchlichen Abdankungen beobachten kann. Wird noch ein vielleicht der Freidenker-Bewegung angehörender Trauerredner beigezogen, verwendet dieser oft die gleichen Bilder, wie sie von einem Vertreter der Kirche gebraucht würden, nur das Wort Gott wird nicht gebraucht. Für ein nicht-kirchliches Abschiednehmen, das grundsätzlich an einem frei gewählten Ort stattfinden kann, bieten vor allem städtische Friedhöfe auch eine Abdankungshalle an, die frei von religiösen Zeichen ist. Das einzige Bild ist dann vielleicht eine bei der Urne aufgestellte Fotografie oder Kinderzeichnungen, doch dies kann man ebenso bei einer christlichen Abdankungsfeier sehen. Auch das ist ein Ausdruck eines generell erhöhten Bedürfnisses der Partizipation und der Mit-Gestaltungsfreude der Angehörigen, wozu nicht zuletzt auch die Zunahme von Abdankungsfeiern in Mundart gehört.

Ich bin vorhin ausgegangen von der Feststellung, dass stille **Bestattungen** und solche im engsten Familienkreis stark zugenommen haben und so ein Abschiednehmen durch das weitere Umfeld des Verstorbenen verunmöglichen. Schwieriger geworden ist heute aber auch ein späterer Grabbesuch. Dies hängt damit zusammen, dass es auf vielen Friedhöfen die immer beliebter werdenden Gemeinschaftsgräber gibt, die eine anonyme Beisetzung erlauben. Auf dem Basler Zentralfriedhof wurde übrigens bereits 1941 das Grab der Einsamen errichtet; heute erfolgen mehr als 40 Prozent der Beisetzungen im Gemeinschaftsgrab.¹⁹ Gründe für diese tendenziell noch zunehmende Bestattungsart sind neben dem Wunsch, niemandem zur Last zu fallen, auch die heute vermehrt weit auseinander wohnenden Familienangehörigen (Problem Grabpflege!)²⁰ und die Tatsache, dass in Patchwork-Familien die generationenübergreifenden Bindungen oft lockerer sind.²¹

In urbanen Räumen werden Erdbestattungen immer seltener und machen noch ca. 20 % aus.²² Die in vielen Städten Zentraleuropas vor mittlerweile über 100 Jahren aufgekommene Kremation, zu der man sich seit der Jahrtausendwende auch auf dem Lande (ohne Unterschied bei der Konfession)²³ mehrheitlich entschliesst, sieht vor, dass die mit der Asche gefüllte Urne entweder in ein Urnengrab oder in eine Urnennischenwand, ein Kolumbarium,

¹⁷ *SonntagsZeitung*, 26. Oktober 2008: «Die perfekte Beerdigung. Die reformierte Kirche zählt bei der Ausbildung auf die Hilfe von Showprofis».

¹⁸ *SonntagsZeitung*, 26. Mai 1996: «Raus aus der Kirche, rein ins Ritual. Beraterinnen für ausserkirchliche Zeremonien befriedigen das Ur-Bedürfnis nach Spiritualität».

¹⁹ *Basler Zeitung*, 29. März 2011: «Gemeinschaftsgrab entspricht neuen Bedürfnissen».

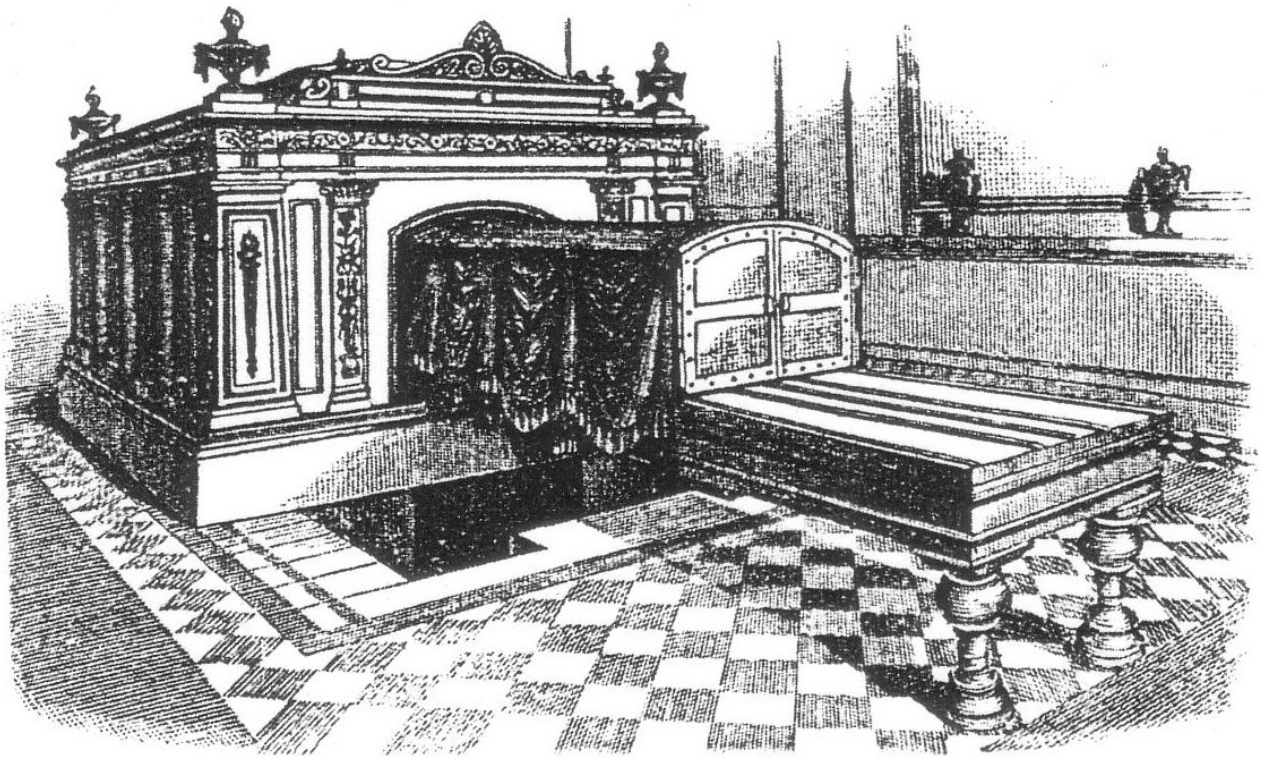
²⁰ *Basler Zeitung*, 19. Mai 2007: «Mit neuen Grabtypen entfällt der Unterhalt durch Angehörige» (betrifft neue Anlage mit Urnenplattengräbern in der Fricktaler Landgemeinde Zeiningen/AG).

²¹ Dies hat auch Auswirkungen auf die Einrichtung von Familiengräbern: *Basler Zeitung*, 17. September 2007: «Familiengräber verlieren zunehmend an Bedeutung».

²² Zahlenangabe aus Basel. Laut Wikipedia wird in der Schweiz bereits seit mind. 1998 mehrheitlich kremiert. *Basler Zeitung*, 5. Dezember 2005: «Sarggräber werden immer seltener. Erst in den letzten zehn Jahren haben Baselbieter Skepsis vor der Feuerbestattung verloren».

²³ 1963 erlaubt die katholische Kirche die Feuerbestattung, nachdem sie diese 1892 noch unter Androhung der Exkommunikation verboten hatte. Bereits 1876 entstand auf dem Camposanto in Mailand das erste Krematorium Europas, finanziert von dem aus Zürich stammenden Textilkaufmann Albert (von) Keller. – Thalmann, Rolf, *Urne oder Sarg. Auseinandersetzung um die Einführung der Feuerbestattung im 19. Jahrhundert*. Bern, Frankfurt a.M., Las Vegas 1978, p. 109 f.

gebracht wird. Doch mit diesen Beisetzungsarten ist zwingend verbunden, dass auf dem Grabmal oder auf der Nischenstirnwand Namen und Lebensdaten des Verstorbenen zu lesen sind. Da es aber in der Schweiz keinen Friedhofszwang gibt, kann auf Wunsch der Angehörigen die Asche nach der Kremation auch nach Hause genommen und die Urne in der Wohnung aufgestellt oder deren Inhalt im Garten verstreut werden. Modern geworden und offenbar einem gewissen Bedürfnis entsprechend sind auch See- und Flussbestattungen, Ballon- und Helikopter-Bestattungen²⁴ oder die Bestattung in einem so genannten Friedwald oder sogar auf einer Alp. Durch die Medien auch hierzulande bekannt geworden ist die «Oase der Ewigkeit» im Val d'Hérence (Unterwallis), welche der deutsche Geschäftsmann Dietmar Kapelle gegründet hat und die vor allem bei Deutschen sehr beliebt ist.²⁵



Krematorium von Zürich, 1889

Der Tierfriedhof am Wisenberg bei Läuelfingen bietet ab Fr. 4900.- eine Urnenbestattung von Mensch und Tier.²⁶ Eine solche erlaubte Zürich bereits um 2005 auf einem städtischen Friedhof; nicht gestattet wurde dort allerdings, dass der Name des Tieres am Grabstein der verstorbenen Frau eingetragen werden durfte.

Als aparte Möglichkeit genannt seien schliesslich auch Schmuckstücke mit Asche oder als Diamant, der aus Asche generiert wird. Hier sind wir aber wieder recht nahe an den einst beliebten Fingerringen und Uhrketten aus Haaren von Verstorbenen und auch bei Haarbildern als früher beliebte Zimmerdenkmale.

²⁴ *Facts*, 1995, Nr.17: «Letzter Wille – Vom Winde verweht».

²⁵ *Basler Zeitung*, 20. November 2006: «Zur letzten Ruhe auf die Alp». – *Basler Zeitung*, 24. April 2007: «Totentourismus stösst den Wallisern sauer auf». – *Heimatschutz/Sauvegarde*, Heft 4, 2006: Friedhöfe, vor allem p. 8-11.

²⁶ www.tier-friedhof.ch. In der *Basler Zeitung*, 15. August 2007, werden im Artikel «Bald auch Menschen auf dem Tierfriedhof» die reformierte Läuelfinger Pfarrerin und Theologin Margrit Balscheit, Pfarrer Markus Christ, Präsident des reformierten Landeskirchenrats und der katholische Bischofsvikar Erich Häring zitiert. Alle drei sehen letztlich keine ethischen Gründe gegen eine Bestattung der Asche eines Menschen auf einem Tierfriedhof.

Das heute offensichtlich hohe Bedürfnis nach Persönlichem und Individuellem bei den Trauersitten zeigt sich auch bei den **Todesanzeigen**, was schon damit beginnt, dass der schwarze Rand oft durch eine dünne Linie ersetzt ist oder ganz fehlt. Nicht zuletzt dank dem verbreiteten Besitz von Computern mit entsprechender Software scheinen nun bei der Gestaltung der Trauerdrucksachen fast keine Grenzen mehr vorhanden zu sein. Allerdings gilt diese Feststellung fast ausschliesslich für die Todesanzeigen der deutschen Schweiz. Denn jene der anderen Regionen unseres Landes und auch des umliegenden Auslandes folgen doch noch stärker der etwa hundertjährigen Tradition der Todesanzeige in der Tagespresse.

Auffallend bei den Todesanzeigen der Westschweiz – ausser im Kanton Jura – ist, dass die Angehörigen vor dem Namen des Verstorbenen aufgeführt werden. In Italien und im Tessin bekunden nahe und ferne Angehörige, aber auch Freunde, Behörden, Firmen und Vereine mit kleinen Kondolenzanzeigen ihre Anteilnahme. Beliebt ist dort auch die Herz-Darstellung, die eigentlich einst nur von Atheisten verwendet wurde.

Noch immer selbstverständlich ist bei guten katholischen Familien das Kreuz in den Todesanzeigen. Ebenda findet sich zudem, wenn auch in rückläufiger Zahl, die Formulierung «Es hat Gott gefallen» oder der Hinweis auf den Empfang der heiligen Sterbesakramente. Noch eher zu lesen ist hingegen die Einladung zur Feier des «Zweiten Gedächtnisses», des Dreissigsten oder zum Rosenkranz am Vorabend der Beerdigung.

Bei etwa 30 Prozent der Todesanzeigen findet sich meist oben rechts ein Spruch. Längst ist es nicht mehr bloss ein Wort aus der Bibel, etwa eine Passage aus einem Psalm. Viel öfters sind es heute sinnreiche Sätze von Denkern und Autoren, von Goethe über Gandhi bis Grönemeyer. Favoriten scheinen aber Rainer Maria Rilke und Hermann Hesse, Albert Schweitzer und Dietrich Bonhoeffer zu sein.²⁷ Daneben finden sich aber in Deutschschweizer Todesanzeigen auch immer noch Verse, die wohl aus der einschlägigen Spruchsammlung des Beerdigungsinstitutes stammen und als deren Autor wohl der grosse Anonymus zeichnet.

Wer eine Tageszeitung der 1960er oder auch der 1970er Jahre durchblättert, wird noch kaum das fotografische Porträt des oder der Verstorbenen in der Todesanzeige oder Danksagung finden. Aber in jener Zeit liegen die Anfänge eines Brauchs, der heute längst nicht mehr nur in den Zeitungen mehrheitlich katholischer Regionen oder in Anzeigen für verstorbene Katholiken augenfällig wird. Ich meine mich nicht zu täuschen, dass die ersten Fotos in Tageszeitungen für katholische Innerschweizer oder – in traditionell reformierten Gegenden und Städten – in Todesanzeigen für Italiener erschienen sind. Das also um etwa 1970 aufkommende Bedürfnis für ein Foto in Todesanzeigen oder in Danksagungen steht meines Erachtens im direkten Zusammenhang mit dem Niedergang der Sterbebildchen. Zu diesem Brauchrequisit später noch einige Sätze.

In vielen Ländern Süd- und Osteuropas, aber z. B. auch in der christlichen Diaspora Syriens, verbreitet sind auch die Todesanzeigen in der Form eines Kleinplakates (Abb. p. 11). Diese sind billiger als die sehr teure Zeitungsannonce, schnell gemacht und kommen somit auch dem Umstand entgegen, dass im Süden meist schon nach 48 Stunden beerdigt ist. In Italien habe ich festgestellt, dass in den letzten zwei Jahrzehnten nun auch das fotografische Porträt des Verstorbenen auf das Plakat kommt – seit wenigen Jahren zunehmend auch als Farbbild.

Todesanzeigen lassen oft auch soziale Unterschiede erkennen. So rücken adelige Familien und auch grosse Firmen im Format meist recht auffällige Anzeigen ein, wo manchmal der Firmenname oder das Logo mehr ins Auge fällt als der Name des Verstorbenen. Während sonst der Dialekt (als so genannte Sprache des Herzens) noch eher die Ausnahme ist, scheint er bei Vereinen gerne gebraucht zu werden.

²⁷ Nota bene alles Männer! Die geschilderten Sachverhalte beruhen auf einer quantitativen Auswertung von zwei Tageszeitungen der Region Basel im Zeitraum März bis Juni 2011.



Ein Zeichen unserer Zeit ist der **Einsatz der elektronischen Medien** im Totenkult. Obschon es in Ratgebern auch schon als unschicklich bezeichnet wurde, per Mail zu kondolieren, wird dieser Weg natürlich zunehmend genutzt. Schon lange bevor als erstes Schweizer Bestattungsunternehmen eine Firma im Fricktal im Jahre 2003 nicht bloss Todesanzeigen ins Netz stellte, sondern auch die Möglichkeit zur Kondolenz gab,²⁸ wurden in den USA virtuelle Friedhöfe eingerichtet. Die ersten dürften mindestens um 1996 entstanden sein, und wohl Anfang November 1998 hörte man in der Schweiz von der ersten Internet-Gedenkseite, die von der Verstorbenen Marcy Burt Butz sogar selber eingerichtet worden war.²⁹ Ebenfalls auf elektronischem Weg – nämlich über Privatradio und Lokalfernsehen – verbreitet werden zum Beispiel im Oberwallis täglich die Nachrichten vom Ableben von Mitbürgern, wobei auch die Angabe über das Beerdigungsdatum nie fehlt.

Wie bereits erwähnt, gehört nach Arnold van Gennep das sich an eine Abdankung oder Bestattung anschliessende Leichenmahl bereits zur Wiedereingliederungsphase. In dieselbe dritte Phase gehören zudem die Verteilung der Sterbebilder, der Entscheid über die Grabmalgestaltung sowie andere Handlungen, welche die Erinnerung an die verstorbene Person bewahren helfen – also die Elemente der Memorialkultur.

Die im Dolderhaus vorhandene Sammlung von **Sterbebildchen** oder Leidelgeli gab nicht nur den Anstoss zu einer Ausstellung mit Begleitpublikation,³⁰ sondern auch zum Thema der

²⁸ *Basler Zeitung*, 11. November 2003: «Tröstende Worte im Online-Kondolenzbuch».

²⁹ *Sonntagszeitung*, 8. November 1998: «Asche zu Asche, Pixel zu Pixel».

http://media.rosa.com/news/pdf/9811_Sonntagszeitung.pdf

³⁰ *Zum frommen Andenken. Leidelgeli / Sterbebildchen in der Sammlung Dr. Edmund Müller*. Kostbarkeiten aus dem Dolderhaus in Beromünster, Heft 12, 2011.

diesjährigen Münsterer Tagung. Dies erlaubt nun auch, hier nur ganz kurz etwas zur Geschichte und Funktion der Leidhelgeli zu sagen. Der im Zeitalter der Gegenreformation in Holland entstandene Brauch, als Erinnerung an einen Verstorbenen mit einem Andachtszettel um das Gebet für seine Seele zu bitten, erreicht um die Mitte des 19. Jahrhunderts auch die katholischen Regionen Süddeutschlands, Österreichs und der Schweiz.

Bald kommt zur Kurzbiografie auch ein fotografisches Porträt hinzu, das im Laufe der Zeit immer mehr Raum einnimmt und schliesslich randabfallend die ganze Seite füllt. Ab Mitte des 20. Jahrhunderts verschwindet dann zunehmend die religiöse Komponente, und nach dem 2. Vatikanischen Konzil kommt auch das private Mess- und Liederbuch als einer der traditionellsten Aufbewahrungsorte für die Sterbebildchen ausser Gebrauch. Seither werden hierzulande Leidhelgeli in zunehmender Masse als etwas Antiquiertes und in konservativen Kreisen Gebräuchliches angesehen. Es ist vor allem noch in den katholischen Stammländern als Element der Memorialkultur verbreitet. Heute ausgegebene Sterbebildchen erfahren ein ganz unterschiedliches Schicksal: Man stellt sie auf dem Büffet auf, steckt sie hinter einen Bilderahmen, klebt sie in ein Album, versorgt sie in einer Schachtel oder gibt sie zum Altpapier.

Anders ist es in Oberbayern, in Teilen Österreichs und im Südtirol, wo Danksagungen in Form von meist vierseitigen Sterbebildchen noch sehr verbreitet, ja üblich sind. Die Kleindrucksache, die man zum Teil vor dem Dreissigsten und somit als Einladung zum zweiten Gedächtnis verschickt oder dann bei dieser Gelegenheit verteilt, wird nur an Auswärtige verschickt, liegt aber oft auch beim Schriftenstand zur Mitnahme auf.

In Analogie zu den Tafeln der Kriegsgefallenen, wo die Gefallenenbildchen fest montiert sind, findet sich in manchen Kirchen Oberbayerns, Westösterreichs und des Südtirols auch ein Ort, wo die Bildchen der verstorbenen Gemeindeglieder für etwa ein Jahr sichtbar bleiben (Abb. p. 12). Da es im genannten geografischen Raum wie auch in vielen anderen katholischen Gegenden Fotos an den definitiven Grabzeichen hat, werden Sterbebildchen auch eingeschweisst und ans frische Grabkreuz montiert. Ebenfalls nachvollziehbar ist, dass sich Sterbebildchen auch an Wallfahrtsorten finden.

In der Basler Oberschicht war die **gedruckte Leichenrede** üblich, vor allem im 19. Jahrhundert. Diese noch heute existierende Drucksache, welche bis in die frühe Neuzeit zurückreicht, zeigt seit etwa 1900 oft auch das fotografische Porträt des Verstorbenen. Diese Broschüren werden allen geschickt, die ihre Anteilnahme bekundet haben – ist also durchaus vergleichbar mit dem katholischen Sterbebildchen und den Nekrologen in den Zeitungen oder den Totentafeln in Periodika wie z.B. in Volkskalendern. Auch in Kirchen, etwa in Vaduz oder im Tirol, wird auf längere Dauer der verstorbenen Gemeindeglieder erinnert; so in der Bischofskirche Vaduz durch ein Totenbuch, das Tag für Tag zeigt, wer heute Todestag hat. In Ostioler Pfarreien stecken die Partien, also die Todesanzeigen, in einem Ordner mit Sichthüllen und bleiben dadurch dem Kirchgänger zugänglich.

Als eine weitere Form, die nur bei den Katholiken bekannt, aber auch nicht mehr allgemein üblich ist, muss das **Jahrzeitgedächtnis** genannt werden. An den Jahrestag eines Verstorbenen wird an entsprechenden Orten heute manchmal über eine sehr lange Zeit erinnert; das Todesjahr geht derzeit gelegentlich bis in die 1960er Jahre zurück, wie Beispiele aus dem Tessin und aus Zürich belegen.

Zu einer gerafften Darstellung der Sepulkral- und Memorialkultur im Wandel gehören auch die **Friedhöfe**. Früher lagen sie um die Kirche, heute sind sie meist an der Peripherie einer Siedlung und nicht selten als Park angelegt. Es fällt auf, dass in den Medien immer wieder auf die starke Reglementierung verwiesen wird, die für Ordnung auf den Friedhöfen sorgen

sollte.³¹ Geregelt sind nicht etwa nur die Öffnungszeiten oder die Zugangssperre für Hunde, sondern z.B. auch die Bepflanzung oder Grösse und Material der Grabzeichen. Vielerorts wird die Einheitlichkeit derart weit getrieben, dass nur Grabkreuze aus einem ganz bestimmten Material erlaubt sind oder dezidiert nur das christliche Kreuz als Symbol erscheinen darf. Allein schon wegen der Kirchenferne vom immer mehr Menschen kann der Schluss gezogen werden, dass sich solche Regelungen nicht in alle Zukunft retten lassen. Schon haben verschiedene lokale Debatten dazu geführt, dass nicht mehr auf jedes frische Grab ein Holzkreuz mit Namensschild gestellt werden muss.

Und nicht nur auf dem Basler Zentralfriedhof musste sich das Friedhofamt 2003 dem lange abgewehrten Wunsch beugen, auch ein fotografisches Porträt auf dem Grabstein zuzulassen.³² Der Brauch des Fotos auf dem Grabstein geht ins letzte Viertel des 19. Jahrhunderts zurück und löste damals recht schnell die auf Grabmälern der Oberschicht gemalten, reliefierten oder als Skulpturen ausgeführten Porträts ab. Im Gegensatz dazu sind fotografische Porträts schon recht profan – erst recht, wenn sie den Verstorbenen oder die Verstorbene in einem Knipserbildchen zeigen.

Ich habe versucht, einen Einblick in die überaus reich vorhandene Sepulkral- und Memorialkultur in Vergangenheit und Gegenwart zu geben. Obwohl ich nicht immer explizit darauf hingewiesen habe, zeigt sich der Wandel in allen Phasen des Übergangs, wenn auch nicht allerorten zur gleichen Zeit. Ob bei der Art und Form der Todesanzeige, ob beim eigentlichen Abschiedszeremoniell oder bei der Erinnerungskultur – manches, was früher Brauch war, ist verschwunden oder nur noch in Relikten existent. Anderes hat sich gewandelt oder Neuem Platz gemacht, wie zum Beispiel das Haus für die Lebenden und die Toten im Lugnezer Dorf Vrin, das der einheimische Architekt Gion A. Caminada direkt an der Nahtstelle zwischen Dorf und Gottesacker baute. Es ist alles andere als eine nüchterne Aufbahrungshalle, bietet der Ort neben dem Gebet doch auch Raum für einen Hock beim Kaffee.³³

Wir haben gesehen, dass früher wie heute alle Stationen des Trauerns nach Möglichkeit in der sozialen Gemeinschaft begangen werden. Da wir aber manche gute Trauersitte nicht mehr kennen, haben viele Leute grosse Schwierigkeiten, die Trauer offen und mit starken Gefühlen zu zeigen oder auf Trauernde mit den passenden Worten und Gesten zugehen. Daraus erklärt sich nicht zuletzt, warum es seit den 1980er Jahren immer mehr in einer Todesanzeige heisst «in aller Stille beigesetzt» oder «wir bitten von Beileidskundgebungen und Kondolenzbesuchen abzusehen». Aber «In aller Stille» sei zu leise, betitelt die Pfarrerin Margrit Balscheit einen Beitrag im reformierten Kirchenboten³⁴, in dem sie darauf hinwies, wie wichtig das Abschiednehmen ist: «Gesamtgesellschaftlich ist die stille Bestattung kein guter Trend. Er macht uns im Umgang mit dem schwierigen Thema Tod nicht stärker, sondern schwächer.»

Es bleibt darum zu wünschen, dass uns Trauer und Traurigkeit nicht völlig fremd werden. «Sie sind ein Teil unseres Lebens; sie gehören zum Leben wie Freude und Glück.»³⁵ Und vergessen wir auch nicht, dass sich eigentlich niemand ganz und völlig dem überlieferten Erbe eines Kulturraumes entziehen kann, das aber nur dann lebensfähig bleibt, wenn es auch die Kraft hat, sich zu wandeln.

³¹ Beispiele: *Tages-Anzeiger*, 12. Januar 1985: «Friedhofskultur anno 1985: Ordnung muss sein». – *Tages-Anzeiger*, 3. Juli 1996: «Gegen uniforme Friedhöfe». – *Basler Zeitung*, 8. September 2003: «Gemeinde Binningen will perfekte Gräber». – *Beobachter*, Nr. 23, 2006: «Nichts ist so genormt wie Tod».

³² *Basler Zeitung*, 14. Oktober 2003: «Fotos auf den Grabsteinen sind jetzt erlaubt».

³³ *Basler Zeitung*, 29. Oktober 2003: «Ein Haus für Lebende und Tote in Vrin».

³⁴ *Kirchenbote*, November 2003.

³⁵ Neysters, Peter; Schmitt, Karl Heinz, *Denn sie werden getröstet werden. Das Hausbuch zu Leid und Trauer, Sterben und Tod*. München 2004, p.283.